



DORETTE
DEUTSCH
Die
Mondschein-
Lagune

ROMAN

atb

Stadt, von dem die gute Ada nicht die geringste Ahnung hat.

»Ettore Del Vecchio, mein Jugendfreund, hat mich darum gebeten. Du weißt doch, dass er mit einer Deutschen verheiratet ist und einen Lehrstuhl für Archäologie in Berlin innehatte. Inzwischen unterrichtet er nicht mehr, organisiert aber weithin beachtete Fachtagungen zu besonderen Themen. Ich weiß, wie sehr ihm die Lagune am Herzen liegt. Seine Ehefrau mag das viele Wasser nicht, sonst würde er wahrscheinlich selbst hierherkommen und sich auf die Suche nach verborgenen Schätzen machen. Ich glaube, er hat die junge Frau mit etwas Bestimmtem beauftragt.«

»Bist du sicher, dass du sie in deinem Haus haben willst?«

»Dario, guten alten Freunden schlägt man nichts ab! Es ist ja nur für zwei Monate. Stell dir vor, sie wollte sogar Miete zahlen!«

»Was du natürlich abgelehnt hast.«

»Natürlich.«

»Obwohl dir eine kleine Finanzspritze für die neue Grundsteuer sicher ganz gutgetan hätte.«

»Ach, erinnere mich bloß nicht daran! Wie heißt diese Steuer jetzt? Imu? Tasi? Ich frage mich, wer immer auf diese absurden Namen kommt!«

»Unsere Bürokraten haben sich unverständliche Abkürzungen dafür ausgedacht, damit niemand sie verstehen oder kontrollieren kann, aber Hauptsache, du weißt, dass du sie zweimal im Jahr zahlen musst.«

»Ja, ja, es steht oft genug in der Zeitung«, antwortete Ada leicht ungehalten. »Jedenfalls freue ich mich auf ihren Besuch. Ein bisschen Gesellschaft tut mir sicher ganz gut. Triff sie mir zuliebe«, fügte sie lächelnd hinzu. Dario murmelte mit wenig Begeisterung etwas vor sich hin, was annähernd als Zustimmung zu deuten war.

»Na gut, wenn du unbedingt willst, dann bring sie mit. Am besten am Samstag zu unserer Aufräumaktion auf San Giacomo, da kann sie sich

gleich nützlich machen. Der Sturm neulich hat ziemlich viele Sträucher umgeweht. Wenn der Besuch dieser Frau dich dazu bewegt, endlich wieder an die frische Luft zu gehen, bin ich gern bereit, sie mit nach San Giacomo zu nehmen. Hoffentlich fragt sie nicht auch noch, wann Venedig untergeht.«

Dario stand so schnell auf, dass Adas Holzstuhl ins Wanken geriet.

»Hab ich dir schon erzählt, dass mich gestern ein Fahrgast gefragt hat, an welcher Stelle man am besten die versunkenen Paläste erkennen könne? Er kam aus Rom, nicht etwa aus Tokio oder Schanghai! Eigentlich ist es ein Wunder, dass ich noch nicht zum Zyniker geworden bin.«

Ada lächelte nachsichtig, während Mimi zum zweiten Mal an diesem Vormittag Dario einen erstaunten Blick zuwarf.

Mit einem Satz sprang dieser in sein Boot, machte es vom Landungssteg los und war hinter dem aufspritzenden Wasser verschwunden. Also doch mindestens zwölf Knoten, dachte Ada, bevor sie ihre Katze streichelte und zu ihrem Platz auf der Steinbank zurückkehrte. Nach langer Zeit würde sie bald vielleicht selbst wieder in die Lagune hinausfahren. Ada sah Mimi an, als erwarte sie von ihr eine Antwort. Wie gut, dass es das tröstliche Fell von Katzen gab.

Noch zwei Stunden bis Venedig, dachte Antonia und war auch schon über dem Gedanken eingenickt, bis ein schwaches Signal vom Boden ihrer Handtasche sie weckte. *Gut angekommen, Schatz?* Stefan hatte ihr eine SMS geschickt. Wie sie diese banalen Kosenamen hasste. Und noch nicht einmal ihre Ankunftszeit hatte er sich gemerkt. Antonia warf einen Blick aus dem Fenster, sah eintönige Häuserzeilen und bescheidene Landhäuser mit geschlossenen grünen Fensterläden vorbeiziehen. Typisch sechziger Jahre, dachte sie. Und wieso sind hier überall die Läden zu?

Zum ersten Mal seit ihrer Abreise gestand sie sich ein: Sie wollte

einfach nicht mehr mit Stefan zusammenleben. Seine Sprachlosigkeit fiel ihr ein, seine Rechthaberei, die sich mit seinem Schweigen abwechselte, seine Lieblosigkeit in den vielen kleinen Alltagsmomenten. Früher hatte sie seine Klugheit bewundert, sein überlegtes Nachdenken, bevor er etwas aussprach. Sie hatte gar nicht bemerkt, wie er sie mit jedem Halbsatz korrigierte.

Wie blau der Himmel heute ist, bemerkte Antonia, die es schon als Kind geliebt hatte, den vorbeiziehenden Wolken nachzusehen. *Nein, Schatz, er ist graublau*, würde Stefan entgegen, offensichtlich stolz darauf, wie genau er seine Umgebung wahrnahm. Nur irrte er sich in mehr als der Hälfte der Fälle. Mittlerweile hatte Antonia es längst aufgegeben, ihn auf seine Irrtümer aufmerksam zu machen. Sie mochte seine zur Schau getragene Selbstsicherheit nicht, hinter der sich doch nur ein tiefes Unbehagen der Welt gegenüber verbarg. Allein das *Lever*, wie er es nannte, sein morgendliches Ritual, fand sie mittlerweile so lächerlich! Am Wochenende brachte er ihr zwar den Kaffee ans Bett, dafür musste sie sich, noch bevor sie richtig wach war, seine Ansichten über die Welt anhören.

Woher Männer nur die Überzeugung nahmen, Frauen könnten sich noch vor dem Frühstück für ihre Gedanken interessieren! Mit Schaudern dachte Antonia an das Aufstehritual und daran, wie froh sie jedes Mal war, wenn es wieder Montag war und er früh aus dem Haus musste. Dabei hatte das mit Stefan als große Liebesgeschichte angefangen. Sie hatten sich bei einem Gartenfest von gemeinsamen Freunden kennengelernt, er hatte drei Stücke ihres mitgebrachten Zimtapfelkuchens verschlungen und sich schließlich neben sie auf die Bank gesetzt. Dann ging alles ganz schnell. Weil sie nicht immer die gleichen Fehler machen und Opfer ihres eigenen Zauderns werden wollte, war sie schon nach drei Monaten in seine 160-Quadratmeter-Dachgeschosswohnung gezogen. Obwohl er sehr gut aussah und immer

von einer größeren Schar Verehrerinnen umgeben war, hatte er sich vor Antonia zu keiner festen Beziehung entschließen können. Als er sie traf, war er es offensichtlich leid, alleine zu leben, und Antonia wollte nicht immerzu auf der Suche nach dem Mann ihres Lebens sein. Er hatte ihr mit Leidenschaft und Ausdauer den Hof gemacht. Ein Jahr war ihr Zusammenleben gutgegangen, ehe sich bei Antonia die ersten Zweifel einstellten. Nach einem weihnachtlichen Streit war sie ein paar Tage zu ihrer Freundin Katia nach Potsdam gefahren und hatte sich vorgenommen, nach ihrer Rückkehr mit ihm über ihr Zusammenleben zu sprechen. Stefan hatte entdeckt, dass in dem gemeinsamen Schrank nur noch ein paar bunte Tücher und T-Shirts zurückgeblieben waren, hatte ganz richtig vermutet, dass sie ihn verlassen wolle, und war außer sich gewesen. Die vielen halbherzigen Versuche Antonias, ihr eingefahrenes Leben zu ändern, über das nie gesprochen wurde, hatten allmählich jedes Vertrauen zwischen ihnen zunichtegemacht. Ihre Forschungsarbeit war ein willkommener Anlass, ihr altes Leben zu verlassen.

Sie stellte sich das Entsetzen ihrer Mutter vor, schließlich ging die ganze Familie davon aus, dass Antonia und Stefan heiraten würden. Zum ersten Mal wusste Antonia bestimmt, dass sie so nicht weiterleben wollte.

Links von ihr klingelte ein Mobiltelefon, und zerstreut nahm sie ein paar Gesprächsfetzen wahr. Eine etwa dreißigjährige Frau im braunen Mantel, mit glattem, glanzlosem Haar, die erschöpft wirkte, telefonierte offenbar mit ihrer Mutter und holte dann ein dickes Buch aus der Handtasche. »Santa Teresa d'Avila« las Antonia auf dem Einband. Im Nachbarabteil hatte sich eine Schulklasse breitgemacht und packte laut schmatzend ihren Reiseproviant aus.

Wie immer, wenn sich Antonia in verwirrenden Lebenssituationen befand, hatte sie das Bedürfnis, Ordnung zu schaffen. Sie begann, den

Inhalt ihrer Handtasche zu sortieren. Ihr roter Museumsausweis steckte in der kleinen Seitentasche. Sie würde ihn in Venedig bestimmt nicht brauchen. Ich muss verrückt gewesen sein, die Aussicht auf eine feste Anstellung wegen eines Forschungsprojekts in Venedig aufzugeben, dachte sie und empfand plötzlich Angst vor ihrem eigenen Mut. Sie schlug die Seite mit ihrem Foto auf: Ein ernstes Gesicht mit ein paar Sommersprossen blickte ihr unter einem dichten, dunklen Pony entgegen. Das Foto war in dem Sommer entstanden, als sie sich in Stefan verliebt hatte. Der ernste Blick auf dem Bild sah nicht unbedingt nach junger Liebe aus. Vor drei Tagen war sie neunundzwanzig geworden und fand, dass das Puzzle ihres Lebens so ungeordnet war wie der Inhalt ihrer Handtasche.

Außer zwei Geldbörsen, die kleinere für ihr Kleingeld, die größere für Kreditkarten und Visitenkärtchen, hatte Antonia immer zwei Hefte dabei. Das blaue enthielt ihre privaten, das rote ihre beruflichen Aufzeichnungen. Merkwürdig, dass sich die beiden Bereiche noch nie vermischt hatten.

Was sie wohl in der fremden Stadt erwartete? Bei einer Italienreise vor über zehn Jahren, zu ihrem achtzehnten Geburtstag, hatte sie zusammen mit ihrer Freundin Katia auf der Rückreise von Triest einen Nachmittag in Venedig verbracht. Diesen kurzen Besuch hatte sie in keiner besonders guten Erinnerung. Venedig war für sie eine Stadt mit singenden Gondolieri, übelriechenden Kanälen und engen Gassen gewesen, die bevölkert war von Touristen in knallbunter Freizeitkleidung und ein paar elegant wirkenden Venezianern, die nur darauf warteten, den Fremden das Geld aus der Tasche zu ziehen. Ob es hier überhaupt so etwas wie normales Leben gab?

Um sich abzulenken, schaute Antonia in ihr Exposé, das sie immer bei sich trug. *Archäologische Forschungen auf den Laguneninseln*, ein ziemlich umfassendes und ehrgeiziges Projekt. Ein anerkannter